

René Belletto
Gesetzlos

René Belletto

Gesetzlos

Roman

Aus dem Französischen
von Nathalie Mälzer

für M.

*Es war schon zu dunkel, als dass ich noch hätte
in ihren Augen lesen können.*

Jean Ray, *Malpertuis*

Willkommen! edle Frauen! seid willkommen!

Shakespeare, *Coriolanus*

*Ob ich mich als Held meines eigenen Lebens
erweisen werde oder ob dieser Rang
irgendeinem anderen gebühren wird?*

Charles Dickens, *David Copperfield*

Ich, Sancho, wurde geboren um sterbend zu leben.

Cervantès, *Don Quichotte*

*Man bemüht sich eifrig hinter Kunstgriffen zu verbergen,
was auf natürlichem Wege unerreichbar ist.*

Robin Ballester, *Maximen*

Ich habe eine Tür in meiner Wohnung bisher nicht beachtet.

Franz Kafka

KAPITEL I
(das als Prolog dient)

LEGENDE

*Mich quälen Schmerzen weiß nicht wo
Ihr Grund ist weiß nicht was
Ich könnt genesen weiß nicht wann
Werd ich gepflegt von weiß nicht wem.
Flamencolied (Anonym)*

*Statt Sonne leuchtet mir hier
das Schießpulver.
Antoine-Vincent Arnault, Marius à Minturne*

Ich heiße Luis Archer.

Am 6. Juni '66 auf den Tag vor zweiundvierzig Jahren kam ich auf die Welt.

»Am 6. Juni '66 auf den Tag vor zweiundvierzig Jahren schied ich aus der Welt ...«

Ich war selber erstaunt, wie erbarmungslos hellsichtig ich diesen zweiten Satz formulierte, erstaunt über meine Geneigtheit, ihm vorgeblich Glauben zu schenken an diesem herrlichen Vormittag des 6. Juni 2008, als ich mit Clara in Saint-Maur auf der Place de l'glise stand und mir die Welt ringsumher derart wirklich erschien.

Es war Freitag, Markttag. Ich hielt Claras Hand fest in meiner. Gemchlichen Schrittes schlenderten wir durch die freundliche, murmelnde Menge: Kunden, die aufmerksam die Auslagen betrachteten, die Pupillen in steter Alarmbereitschaft, wenn es daran ging, Kirschen zu prüfen, Birnen zu befangern oder an Melonen zu schnuppern, als offenbare sich einem auf diese Weise das Größte im Leben oder sein Geheimnis.

Claras Hand in meiner fühlte sich warm und frisch an.

Htte Maxime noch gelebt, wäre mein Glück grenzenlos gewesen – mein lieber, guter Maxime, mein alter Freund, der am vergangenen 24. Mai unter so grausamen Umständen ums Leben gekommen war!

Ein Händler pries ein Stück rohen Schinken an und riss vor

Begeisterung die Augenbrauen bis zum Haaransatz hoch. Clara ließ sich anlocken.

»Neun Scheiben«, sagte sie. »Schön dünn.«

Zwar bin ich nicht gerade verrückt nach rohem Schinken, noch nach Fleisch im Allgemeinen. Doch als sie sich umdrehte und mich nach meiner Meinung fragte, pflichtete ich ihr bei – einfach um ihr einen Gefallen zu tun, ihr eine Freude zu machen – mit einem zärtlichen, stummen »Ja«.

Sie lächelte mich an.

Claras Schönheit, der schlanke, hohe, geschmeidige Wuchs ihres Körpers, in dessen Umriss sich die Linien ihrer Brust und ihres Hinterns so harmonisch einfügten, verzckte mich in jedem Augenblick.

Ihr Lächeln entblbte die obere Zahnreihe nur einen Hauch zu weit. »Einen Hauch zu weit«, damit meine ich jene paar Zehntelmillimeter, ohne die ihr Lächeln weniger vollkommen, ihr Liebreiz und ihre Sinnlichkeit weniger zerstörerisch gewesen wären – und ich nutze den deskriptiven Impetus, der mich offenbar erfüllt, um eine Bemerkung über ihre Augen und ihr Haar einfließen zu lassen (bevor ich zu allgemeinen Betrachtungen übergehe): Clara hatte blau-grüne Augen, die (wie mir aufgefallen war) sich zu bestimmten Tageszeiten oder (wie sie mir gesagt hatte) in bestimmten Momenten ihres Lebens verdunkelten – Augen, in denen die sprühende Frische ihrer Jugend funkelte und die der tiefe, zeitlose Ernst ihres Ausdrucks so ergreifend machte. Ihr langes, blondes, dichtes Haar hingegen, das die Rundung ihrer Schultern (oder auch nur einer Schulter) lieblich umschmeichelte, betrte mit seiner hellen, doch stellenweise auch dunklen Farbe, wobei der Übergang von hell zu weniger hell sich mal berganglos, mal in fein nuancierten Farbabstufungen vollzog, wie von einem Maler aufgetragen, dessen Verliebtheit seiner hohen Meisterschaft in nichts nachgestanden hätte.

Wir wissen, dass eine große Liebe oder das, was man dfr hält, zuweilen an Nichtigkeiten hängt. So bezeichnet man

eine solche Liebe bereitwillig als rätselhaft, vorherbestimmt, göttlichen Ursprungs und unvordenklich alt, obwohl sie bloß von einer Asymmetrie am Körper der Geliebten herrührt, die erst eine Woche zuvor bemerkt wurde, von der unvorstellbaren Zartheit der Haut, die den Fußknöchel überzieht, von irgendeinem besonderen Kräuseln der Lippen, wenn sie lächelt. Zwar würde ich nicht so weit gehen zu behaupten, dass derlei Gründe (das Wunder von Claras körperlicher Schönheit) überhaupt keinen Einfluss auf jene Liebe gehabt hätten, die mich vom ersten Blick an zu ihr trieb. (Auch will ich gleich verraten, dass dieser erste Blick nicht auf Clara selbst, sondern auf ein Bild fiel, das ihr Onkel Michel gemalt hatte, auf ein Gemälde von Michel Nomen mit ihrem Antlitz.) Doch will ich gern einräumen, dass in der Entstehung meiner Hingezogenheit zu ihr – und ihrer Hingezogenheit zu mir – ein unerklärliches Element ... Wie soll ich sagen? Ich kann nur hoffen, dass der Bericht meines langen und außergewöhnlichen Abenteuers den Leser – aber auch mich – am Ende die Echtheit unserer Liebe erahnen lässt (und wie ich hoffe, hoffen muss, auch die Echtheit aller Dinge).

Sie wechselte ein paar Worte mit dem Händler über seine Ware, das schöne Wetter.

Ihre Stimme war eine klingende Liebkosung.

Neun Scheiben rohen Schinkens (dazu vier Kalbsschnitzel) wurden beglichen. Dann kam Clara mir wieder entgegen, wobei ihr kurzes granatrotes Kleid sie mit einem Schlag Verzögerung begleitete. Die Spur jener Schramme, die sie sich in Opera über dem Knie zugezogen hatte, war verblasst, zu einem rosafarbenen Fleck mit unscharfen Umrissen, wie eine kunstvolle Verzierung ihres gebräunten Schenkels.

Wir setzten unsere Einkäufe fort, Brot, frischen Zwieback, Spargel und Obst.

Ich betrachtete Clara im prallen Sonnenlicht.

Bevor wir den Markt verließen, blieben wir stehen und sahen

uns in die Augen. Sie beugte sich vor und küsste mich, unsere geschlossenen Lippen berührten sich.

Dies war unser erster Kuss.

Dann drückte ich sie fest an mich und vergrub das Gesicht in ihrem Haar.

»Am 6. Juni '66 auf den Tag vor zweiundvierzig Jahren schied ich ...« Was mag eine solche Aussage bedeuten? Dass der, der sie ausspricht, auferstanden ist? Dass es ein Leben nach dem Tod gibt und es zum ersten Mal in der Menschheitsgeschichte einem Toten gelungen ist, mit den Lebenden zu kommunizieren, ihnen so etwas wie einen Brief, einen langen Brief zu schreiben, den Bericht über sein neues Leben? Dass die geistige Kraft, die den Menschen antreibt, just im Moment seines Todes in den Körper eines Neugeborenen schlüpft? (Das jedenfalls glaubte Maxime, oder zumindest wollte diese verzweifelte Figur das glauben. Er kam an einem Abend vor zwölf Jahren, als wir unseren Geburtstag bei ihm feierten, mit weniger Ironie als sonst darauf zu sprechen, daran erinnere ich mich noch genau.) Seit einigen Tagen kann ich selbst nicht umhin, dies in Betracht zu ziehen, um genau zu sein: seit dem 2. Juni – jenem Tag, an dem ich Clara begegnete, unter Umständen, die es uns beiden unmöglich machten, dem anderen sein Leben *nicht* bis ins intimste Detail zu erzählen. Wenn ich genau in jener Stunde zur Welt gekommen bin, in der Claras Großvater verschied (den Punkt muss ich noch prüfen), und wenn tatsächlich er, Albin Nomen, einst den kurzen Vierzeiler in das Tagebuch seiner Tochter Lucie, Claras Mutter, geschrieben hat ...

Das Rätsel (wenn es denn eins gibt) wird zu gegebener Zeit gelüftet werden – oder an Verworrenheit gewinnen, das weiß ich noch nicht, und jene Schlichtheit und Klarheit verlieren, die allem Anfang innewohnt und die auch ich ihm gern verleihen würde, mit anderen Worten, wenn mich der dichte und flüchtige Strom der Wirklichkeit, die ich mich ansichke wiederzugeben,

wieder fortgerissen hat, komme ich vielleicht nie wieder mit so ausdrücklicher Klarheit auf dieses Rätsel zu sprechen.

Auf diesem Gebiet, muss man's erwähnen, ist natürlich alles unbewiesen. Der Leser wird sich seine Meinung bilden, wenn und wann er es wünscht.

Was mich betrifft, so haben die unerhörten Begebenheiten, die sich seit Maximes Tod zugetragen haben, mich nur verwirrt – ganz zu schweigen von der geradezu unvorstellbaren Begebenheit, die sich in den Nachmittagsstunden dieses Markttags am Freitag, den 6. Juni 2008 ereignen sollte und die meinen Wunsch zu glauben auf den Gipfel trieb.

Mit Lebensmitteln versorgt überquerten wir die Rue de l'Église.

Welch ein Glück dabei zuzusehen, wie Clara ging, wie sie sich durch den Raum bewegte, so körperlos und fleischlich zugleich, die langen Beine, ihr helles Haar, das bei jedem Schritt wippte, die Schultern nur einen Hauch stärker gebräunt als der übrige Körper, ein Meisterwerk beweglicher Harmonie, als wäre sie auserwählt worden, den Wesen eines anderen Planeten die Vollkommenheit des menschlichen Gangs hinsichtlich Mechanik und Anmut vorzuführen, in jedem Augenblick natürlich und doch auch überraschend wie ein Flusslauf, wie das Wachstum einer Pflanze oder wie ein Musikstück, dessen Verkörperung sie wäre und das sich nun sichtbar in der Zeit abspielen würde, Melodie, Verzierungen, Akkorde.

Wir stiegen die linke Seite der Rue de l'Église hinauf (die Marktgeräusche verebbten), legten ein paar Dutzend Meter zurück (ich ließ drei Erdbeeren fallen, sie blieben im Staub liegen, was soll's), dann bogen wir rechts in die breite, von zahlreichen Bäumen gesäumte Impasse du Midi.

Es war, als beträte man ein Wäldchen aus Pappeln, Eichen, Kastanien (eine Art, die sich im Herbst rot färben würde – wie oft hatte ich sie doch im Laufe der Jahre sich zur Herbstzeit rot färben sehen!), Buchen, auch Birken und Judasbäume mit ihren

gewundenen Stämmen, und hinter der grünen Masse dieses Wäldchens standen, fast völlig verborgen, die beiden prächtigen einzigen Häuser, die in der Sackgasse gebaut worden waren, Claras Haus in der Nummer 1 und in der Nummer 3, ganz am Ende, das Haus von Maxime.

In dem Moment, da mir die Sonne ihre sanfte Wärme in den Nacken blies und meine Nase von den Gerüchen der Bäume und Blumen erfüllt war, versetzte mich eine Flut an Erinnerungen um zwölf Jahre zurück zu jenem bereits erwähnten Tag des 6. Juni 1996, der vielleicht der wahre Anfang dieser Geschichte ist – zumindest einer der vielen »wahren Anfänge«.

KAPITEL 2

DOPPELGEBURTSTAG

*Diese Begleitung war in sich so schön, dass der von mir empfundene Genuss
durch keine Hauptstimme hätte gesteigert werden können.*

Ernst Ludwig Gerber,
Historisch-biografisches Lexicon der Tonkünstler

*Es soll dir, wenn wir uns wieder treffen,
an Kenntniß über dies Alles nicht fehlen!*
Heinrich von Kleist, *Michael Kohlhaas*

Ich setzte meine Sonnenbrille auf. Um beinahe achtzehn Uhr war der Himmel immer noch gleißend hell.

Im Laden fasste ich in weniger als einer Minute meinen Entschluss: aber ja, keine Frage, das rätselschwangere Armband aus Leder und Kupfer, dem Maximes abergläubisches Naturell – (trotz der scheußlichen Gesichter, die es zierten) – eine heilsame Wirkung zuschreiben würde, schließlich käme das Geschenk ja von mir ... Ich hatte zwischen der Originalausgabe eines Bandes von einem seiner Lieblingsautoren, einem Metronom mit diamantgeschmückter Spitze und dem Armband aus Cordoba geschwankt.

Das Antiquitätengeschäft von Charlier G. (Guy) lag nur zwei Schritte von meinem Haus entfernt in der Rue Victor-Masse. Der Antiquitätenhändler mit dem gierigen, hässlichen Lächeln und dem abstoßenden faltigen Glatzkopf (der es für eine gute Idee gehalten hatte, sein Geschäft »Zeiten und Wunder« zu nennen) besaß zwei wesentliche Vorzüge: die Schönheit der angebotenen Objekte und seine absolute Ehrlichkeit im Hinblick auf ihre Echtheit und ihre Geschichte. Das bei archäologischen Ausgrabungen entdeckte Armband bestand ursprünglich aus behauenen Kupferplättchen, die grimassierende, wasserspeiende Gesichter darstellten. Die Hälfte der Plättchen war in schlechtem Zustand gewesen. Gegen 1930 war schließlich ein Kunsthandwerker in Cordoba auf den Gedanken gekommen, diese durch Lederstücke gleicher Größe zu ersetzen, auf die er die monströsen Gesichter der intakt gebliebenen Kupferplättchen per Gravur

und Malerei sorgfältig übertrug. Das Ergebnis war ein originelles Schmuckstück, das keineswegs uneinheitlich wirkte, so hervorragend war der Wechsel zwischen festem und weniger festem Material, zwischen Hohlform und Relief, zwischen hellem und dunklerem Gelb gelungen.

Fünf Zentimeter breit, perfekt für Maximes Handgelenk. Mit Gesten, die ausladend und zugleich so betont präzise waren, dass sie, so denke ich mir, Charliers Erregung über seine befriedigte Geldgier kanalisieren sollten, packte er das Armband angemessen ein.

Ich ging zurück zu meinem leuchtend roten Lancia Thema und raste nach Saint-Maur.

Hinter dem Quai de Bercy fuhr ich nur etwa hundert Meter die Autoroute de l'Est entlang, hundert Meter mit leichtem Anstieg, die der Lancia förmlich verschlang (ich erinnere mich, dass ich dabei einen Moment von der Sonne geblendet wurde und nichts mehr sah außer Licht, und ich überließ mich der Vorstellung, gleich abzuheben und die Erde, zu unbekanntem Abenteuer aufbrechend, zu verlassen), dann: Überquerung der Pont de Créteil (ehrlieh gesagt das einzige Abenteuer auf dieser Strecke), Boulevard Fléchère, Place des Deux-Lions, Rue de l'Église, Église Notre-Dame-des-Anges (die eigenartige Kopie – mit Rundbögen, Medaillons und unzähligen Skulpturen auf der Fassade – einer Kirche aus der andalusischen Renaissance, Santa Maria de la Asunción, in Arcos de la Frontera), und schließlich Impasse du Midi.

In der Sackgasse lag rechterhand ein bewaldetes Grundstück, das wahrscheinlich der Gemeinde gehörte und auf dem die gesunden und kräftigen Bäume offenbar in einer gewissen Symmetrie angepflanzt worden waren. Linkerhand, am Eingang der Sackgasse, Nummer 1, das Haus von Michel und Clara Nomen, deren Namen ich damals noch nie gehört hatte. Maxime selbst, der selten in Saint-Maur, sehr diskret und vor allem desinteressiert war, wusste kaum, dass er Nachbarn hatte. Weder Grundstücksangelegenheiten, noch Nachbarrechtsfragen hatten je eine

Begegnung erforderlich gemacht, und auch der Zufall hatte keine herbeigeführt, er sah sie nie und legte es auch nicht darauf an. Am Ende hatte er sie als Geisternachbarn bezeichnet.

Aber er hatte die Erinnerung an das lange und prächtige Haar von Clara als Kind bewahrt, die er, einige Jahre nachdem sich die Nomens in Saint-Maur niedergelassen hatten, einmal von hinten gesehen hatte.

Ich hatte seit jeher die Angewohnheit, das Auto in der menschenleeren Sackgasse, weit vor dem Haupttor, an einem kleinen Gartentor abzustellen, dort den Park zu betreten und die fünfzig Meter bis zu Maximes Haus zu Fuß zu gehen.

Heute war er mir entgegengekommen und erwartete mich schon auf dem Bürgersteig.

Er war groß, etwas größer als ich, kräftig, ohne dick oder schwerfällig zu sein. Seine vollen schwarzen Haare waren auf ebenso originelle wie aus der Mode gekommene Weise eng am Kopf liegend zurückgekämmt.

»Ja, ich weiß, es müsste mal wieder gewaschen werden«, sagte ich, als ich aus dem Auto stieg (als würde sich eine so banale und nebensächliche Bemerkung angesichts unseres Wiedersehens aufdrängen).

Lachen, Umarmungen, Maximes übliches Kompliment über mein großartiges Aussehen eines jungen Weltklasse-Champions (»nach dir« lautete meine übliche Antwort), Schulterklopfen, Geburtstagswünsche.

Maxime war ein Jahr älter als ich. Wir waren beide am 6. Juni in derselben Stadt geboren, wo wir auf dieselbe Schule gegangen waren. Bis auf einen zweijährigen Zeitraum, der auf das Ende unseres Studiums gefolgt war (Maxime Jurastudium, ich Musikstudium), einen Zeitraum, in dem Maxime kaum ein Lebenszeichen von sich gegeben hatte (ich komme noch darauf zurück), hatten wir uns in regelmäßigen Abständen getroffen. Das war gar nicht so einfach: Denn Maxime, der zunächst als Dozent gearbeitet hatte und sich bei allem, was er anging, als hochbegabt erwies, wurde

schon bald Experte für Internationales Recht bei der Europäischen Kommission in Brüssel und wurde an die verschiedensten Orte der Welt beordert. Derzeit arbeitete er in Chişinău in Moldawien. Da man ihm beim Reisen weitgehend freie Hand ließ, konnte er es stets einrichten, zu unserem Geburtstag in Saint-Maur zu sein, und war jedes Mal glücklich, eine Zeitlang in seinem Geburtshaus wohnen zu können, und glücklich, mich wieder zu sehen.

Wir gingen durch das kleine Gartentor.

Pro Minute stellen wird uns zwanzig Fragen. Maxime lächelte mir zu, wobei er diesmal davon absah, wie üblich den Mund hinter der linken Hand zu verbergen (denn er war der Ansicht, sein Lächeln würde zu viel vom Zahnfleisch entblößen, was weder falsch noch richtig war).

Ich fragte ihn über seine Arbeit aus. Seit ein oder zwei Jahren war er weniger zufrieden als sonst.

»Immer dieselben Absurditäten«, sagte er. »Zu viele ›Fortbildungsseminare‹ in letzter Zeit. Ich finde das grauenhaft. Innerhalb von zwei Tagen soll ich Richtern, die anschließend zehnmal verwirrter sind als zuvor, Kenntnisse vermitteln, die ein jahrelanges Studium und viel Erfahrung voraussetzen. Das Schlimmste daran ist die mangelnde Koordination zwischen den Teams. Die Welt schreitet in Rückwärtsschritten nach vorn, mein Lieber. Nein, sie rast im Eiltempo ihrem Ende entgegen ... Kurz, es ist mir gelungen, eine Gegend ohne Strom mit Computern zu überschwemmen, du kannst dir vorstellen, wie stolz ich darauf bin.«

Kündigen? Er hatte mit dem Gedanken gespielt. Aber er brauchte eine Ersatzlösung. Maxime fand nur Ruhe, wenn er tätig war. Seine Arbeit erlaubte ihm, seine Reiselust zu befriedigen, seinen Drang nach ständiger Bewegung, nach ständigen Ortswechseln, das Bedürfnis, nirgendwo zu sein, das Bedürfnis, überhaupt nicht zu sein (ich verfolge meinen Gedanken zu Ende), wobei sie ihm zugleich die Gelegenheit gab, die Welt zu verändern, seinen Abdruck auf ihr zu hinterlassen und auf diese Weise das ihn insgeheim quälende Gefühl der Nichtexistenz zu mildern.

Maxime Voutant-Bersot und Luis Archer, einunddreißig und dreißig Jahre alt, durchquerten den Park wie zwei Jugendliche, wie die Jugendlichen, die wir geblieben waren.

Sein großer, schöner Wohnsitz war gegen Ende des 19. Jahrhunderts im Louis XVI-Stil erbaut worden. Das quasi unsichtbare Dach, die puristischen Formen nach antikem Vorbild, die hohen Fenster und zahlreichen horizontalen Linien, die die Fassade durchzogen, ließen es ein wenig wie eine Filmkulisse aussehen, die man zwischen den Bäumen aufgestellt hätte.

»Davon abgesehen, geht es dir gut?«, fragte Maxime, als wir eintraten.

»So halbwegs. Und dir?«

»Es geht. So viertelwegs«, fügte er scherzhaft hinzu. Aber ich sah wohl, dass er nicht scherzte.

»Doch nichts Ernstes?«

»Nein ... Zu viele unlösbare Probleme.« (Sein Ton änderte sich:) »Komm, heute Abend, Entspannung, Pause, Halbzeit, Oase, Parenthese und Meeresfrüchte-Bankett: Austernplatte, Krabben- und Krebscake ...«

Verblüfft starrte ich ihn an. Ich fiel drauf herein, für zwei Sekunden hatte ich es »geschluckt«: Wir beide verabscheuten Meeresfrüchte, vor allem er, der nicht einmal eine halbe Auster hinunterkriegte, ohne dass ihm schlecht wurde. Er gab sich zerstreut und fahrig.

»Ach nein, nein nein! Programmänderung in letzter Sekunde: Kalbsbrust mit Mangold, Sommerkartoffeln und Sprossensalat. Puh!«

Das Wortspiel ließ ich mir nicht entgehen: »Sommersprossensalat?«

»Haha!«, lachte Maxime. Er hatte das Essen von der Vorspeise bis zum Dessert bei seinem üblichen Feinkostladen in Vincennes bestellt.

Ich überreichte ihm sein Geschenk.

»Hier, ich habe dich lange genug auf die Folter gespannt.«

Das Armband von Cordoba gefiel ihm genauso, wie ich es erhofft hatte. Für mich hatte er kürzlich bei einer Stippvisite in Nordafrika ein langes Briefmesser aus graviertem Silber gefunden, das, wie er sagte, ursprünglich als Waffe gedient haben mochte und ideal war, um Briefe zu öffnen. Erneute Umarmung, erneute Geburtstagsglückwünsche.

»Da sich nun auch der vortreffliche Herr Appetit eingefunden hat«, wie er zu sagen pflegte, schickten wir uns an, im Wohnzimmer im ersten Stock zu Abend zu essen.

Bevor wir zu Tisch gingen, zeigte Maxime noch auf sein Klavier:

»Spielst du uns nachher was vor?«

»Gern. Und du? Ein kleines Lied, ein kleines Madrigal?«

Seit seiner Jugend sang er als Amateur Stücke Alter Musik, die er mit ein paar Klaviertönen begleitete. Seine Musikalität beeindruckte mich: Er besaß Partituren, aber er war genauso in der Lage, Stücke aus der englischen, spanischen und italienischen Renaissance, die ihm gefielen, nach Gehör zu spielen.

»Nein, nicht heute Abend. Das nächste Mal, dann bin ich besser vorbereitet. Diesmal ... In den vergangenen Wochen hatte ich nicht viel Zeit zum Singen.«

An einer Wand des Wohnzimmers hing ein 1902 gemaltes Bild von Eugène Galien-Laloue. Es stellte einen Abschnitt des Boulevard de Bonne-Nouvelle bei Einbruch der Nacht dar. Maxime hatte das Gemälde gekauft, weil eine der darauf abgebildeten Figuren ihm auf verblüffende Weise ähnlich sah, man hätte meinen können, er hätte höchstpersönlich Modell gestanden.

»Das Datum für meine große Reise steht fest«, sagte er etwas später (während wir, begleitet von einem leichten Wein, die Kalbsbrust, den Mangold, die Sommerkartoffeln und eben den Sprossensalat verzehrten).

Weder er noch ich mochten den Gedanken, ein Tier zu töten, um es zu essen. Aber das Kalb lag nun einmal da, hervorragend

zubereitet und angerichtet, und wir versetzten ihm den letzten Todesstoß, indem wir es von den Tellern in unsere Mägen beförderten. (Nebenbei möchte ich darauf hinweisen, dass Maximes Empfindlichkeit in der Hinsicht nichts mit dem zuvor erwähnten Aberglauben zu tun hatte, ich meine, er glaubte nicht etwa, dass ein menschliches Wesen in einem Tier wiedergeboren werden könne.)

Ich komme zu seiner Aussage bezüglich »seiner großen« Reise zurück: Anfangs begriff ich nicht, worauf er anspielte – welche Reise, in welches Land? –, und dann, ja, natürlich: touristische Raumfahrt, er hatte ein paar Bekannte angesprochen, die wiederum ihre Beziehungen hatten spielen lassen ...

»Deine Reise ins Weltall?«

»Ja.«

»Siehst du, die hatte ich ganz vergessen. Offenbar habe ich nicht so recht daran geglaubt.«

»Ich auch nicht. Und doch werde ich am kommenden 10. September, wenn Gott will, der erste Raumfahrttourist sein. Nun ja, einer der ersten. Über den Preis für das Ticket reden wir lieber nicht ...«

»Ist es immer noch inoffiziell?«

»Genau. Und ich werde alles tun, es so lange wie möglich so zu belassen.«

Am kommenden 10. September würde Maxime also Passagier an Bord eines experimentellen Flugzeugs sein, eines auf den ersten Blick ganz normalen, tatsächlich aber mit einer Rakete ausgestatteten Flugzeugs. Das Flugzeug hebt ab, steigt auf, erreicht die Grenzen der Atmosphäre. Dort schaltet er den Raketentriebwerk an, mit dem er senkrecht weiterfliegt, eben wie eine Rakete, und dann, sobald der Motor wieder abgeschaltet wird, erreicht er den Scheitelpunkt der Parabel. An diesem Punkt, in Hundert Kilometern Höhe, würde Maxime die Aussicht genießen, die man von der Umlaufbahn aus hat, er würde die Sonne und die Sterne sehen, die Rundung der Erde, ihre Wölbung am Horizont, den Übergang zwi-

schen dem Tiefschwarz des Himmels und dem Blau des Planeten, und er wäre für vier Minuten schwerelos, in weiter Ferne, er wäre beinahe ein anderer, ganz seinem Wunsch entsprechend, an einem anderen Ort des Kosmos und fast in einem anderen Körper.

»Hast du immer noch keine Angst?«, fragte ich ihn.

»Überhaupt nicht. Angst wovon? Vorm Sterben? Ich bin doch schon tot. Weißt du das nicht mehr? Im Übrigen bin ich unzufrieden mit den Feen, die sich über meinen Sarg gebeugt haben, haha! Mein Lachen klingt gezwungen, das hörst du ja. Ich, Angst vorm Sterben?« (Er war aufgewühlt. Er beugte sich vor, um den gekauften Käse zu begutachten.) »Nein. Doch, manchmal, aber dann richtig. Vor allem wäre ich »nicht ruhig, wenn ich diesen Ort verließ, ohne mein Testament gemacht zu haben. Aber ich zögere den Moment hinaus. Ein dummer Aberglaube. Angst, überfahren zu werden, wenn ich vom Notar komme. Du siehst, ich habe Angst vor dem Sterben.«

»Bei mir ist es dasselbe. Ich kann mir schlecht vorstellen, mein Testament zu verfassen.«

»Ja, aber ...«

»Ja?«

»Stell dir vor, ich habe die Absicht, dich als Alleinerben einzusetzen. Ich werde den vortrefflichen Diego Ruiz darauf ansprechen, du musst ihn unbedingt einmal kennenlernen, ich habe ihm schon so viel von Luis Archer erzählt.«

Diego Ruiz war einer seiner guten Freunde und seit Langem auch sein Geschäftspartner.

Alleinerbe! Nun begriff ich, warum er plötzlich so nervös geworden war.

Um seine Befangenheit zu verbergen, kündigte er mir die Neuigkeit an, als wolle er mich darauf hinweisen, dass bei Einbruch der Dunkelheit die Temperatur im Esszimmer sank, (denn die vier Fenster zum Park standen offen). Ich hatte nicht speziell an den Tod gedacht, als ich ihn fragte, ob ihm sein bevorstehendes Raumfahrtabenteuer denn keine Angst bereitete. Danke, ich

war überrascht, peinlich berührt, aber dass er starb, kam nicht in Frage, murmelte ich, während ich die mir entgegengereichte Käseplatte in Empfang nahm.

»Ich hege auch nicht die Absicht«, fügte er hinzu. »Ich empfehle dir den Ziegenkäse. Beim Käse hat man keinen Mord auf dem Gewissen. Nein, also, was ich dir sagen will, ist: Ich habe keine Eltern, keine richtige Familie mehr ... Gut, ich sterbe nicht, aber für den Fall, dass doch, wirst du mein Erbe. Nimmst du es mir übel, dass ich es dir gesagt habe?«

»Nein, natürlich nicht, aber ...«

»Gut, also reden wir nicht nur darüber. Musik. Ich lege eine Platte auf, das ist der passende Moment. Hast du meine neue Bassbox gesehen?«

»Nein.«

»Atohm X 300, das neueste Modell. Hier. Wenig Volumen, aber hohe Leistung. Kein High Fidelity ohne extreme Tiefen.«

Er stand auf und legte Klavierkonzerte von Bach in der Interpretation des Pianisten Andrei Gavrilov auf.

Einzelkind, die Eltern früh gestorben, das galt auch für mich, wir hatten unzählige Gemeinsamkeiten. Mit dem kleinen Unterschied, dass seine Eltern ihm einen hübschen Batzen Geld hinterlassen hatten. Allerdings auch keine Reichtümer, wie ich früher geglaubt hatte, denn sein Vater hatte sich in den letzten drei Jahren seines Lebens beinahe ruiniert. Luc Voutand-Bersot besaß mehrere Fabriken für Damenunterwäsche einer bekannten Marke. Sein Unternehmen war sein ganzer Daseinsgrund. Als es mit dem Unternehmen bergab ging, hatte er versucht den Bankrott durch alle erdenklichen Mittel abzuwenden, auch durch nicht ganz legale. Dieser Niedergang (das war leider das passende Wort) hatte zwei Jahre gedauert, zwei Jahre, im Verlauf derer er in verruchten Milieus ein- und ausging, in jenen Milieus, mit denen die Großindustrie häufig Umgang pflegt, aber es half alles nichts.

Dann war er gestorben. Maxime, der sein Studium beendet hatte, versuchte der Schließung der Fabriken entgegenzuwirken.

Doch es gelang ihm nicht. Er war für diese Art von Tätigkeit nicht geschaffen. Dafür gelang es ihm, Beziehungen in die eben erwähnten Milieus zu knüpfen.

Aber kommen wir zum eigentlichen Punkt – um es einmal ganz klar zu sagen: Weder das von seinem Vater geerbte Geld, noch die mehr als komfortablen Honorare, die ihm die Europäische Kommission überwies, konnten seine irrsinnigen Ausgaben erklären. Er verfügte ganz sicher über Einnahmequellen, von denen ich nichts wusste. Führte er ein Doppelleben? So extravagant diese Hypothese auch schien, eine andere Möglichkeit sah ich nicht. War es vorstellbar, dass er nie mit mir darüber gesprochen hätte? Ja. Sicher aber nicht aus mangelndem Vertrauen, sondern aus Scham und vielleicht auch – ich neige heute zu dieser Annahme (»heute!«) – aus Rücksicht auf mich, aus gewissenhafter, höchster Rücksicht – es war besser, wenn ich von alledem nichts wusste.

Bis zu welchem Grad hatte er sich mit diesem Vermögen in dunkle Machenschaften verstrickt? Ich konnte mir nicht vorstellen, dass Maxime einem seiner Menschenbrüder auf die eine oder andere Weise Schaden zufügen würde. Und doch, das viele Geld ... Dabei handelt es sich übrigens um ein Geheimnis, das, darauf weise ich den Leser vorsorglich hin, nie gelüftet werden wird.

Gavrilov spielte die ersten Takte des Klavierkonzerts d-Moll.

»Das einzige, was mich am Tod interessiert«, sagte Maxime, während er sich eine Zigarette anzündete und offenbar weiterhin über seinen Fortscheiden nachdachte, »ist die Frage, in wem ich wiedergeboren werde. Wenn ich denn wiedergeboren werde«, fügte er hinzu (als wollte er mit dieser verbalen Einschränkung und der sie begleitenden übertriebenen Geste, beide Handflächen zu den Schultern hebend, meiner Skepsis zuvorkommen). »Übrigens, erinnerst du dich an Robin aus der achten? Den kleinen Blonden?«

»Den kleinen Blonden, der ein bisschen verrückt war? Ja. Zumindest vage. Warum?«

»Durch den denkbar größten Zufall habe ich erfahren, dass er sich seit Monaten in einem Sanatorium befindet. Stell dir vor, er hält sich für Spartakus. Wie du dir sicher schon denkst, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, es ist mir gelungen, über seine Familie seine Telefonnummer herauszubekommen. Ich habe angerufen ...«

»Ja, und?«

»Nun, ich fand ihn ganz ruhig und entspannt, normal, wenn man so sagen kann, aber er ist nun einmal davon überzeugt, bis zu der Sekunde seines Todes Spartakus gewesen zu sein. Er liefert einem alle möglichen Details, nach denen man ihn fragt. Und er irrt sich nicht. Man könnte meinen, er hätte eine ganze Bibliothek über die römische Geschichte und Zivilisation gelesen.«

»Das hat er sicher getan, oder?«

»Vielleicht. Jedenfalls weiß er auf alles eine Antwort.«

In diesem Moment klingelte das Telefon. Maxime stand auf, um ranzugehen.

Er verließ den Raum. Ich erriet, dass er mit einer Frau sprach, und als er zurückkehrte, erriet ich an seinem Gesichtsausdruck, was sich ereignet hatte: eine Trennung. Einmal mehr, diesmal von Anabel Trieste, seiner letzten, neuesten Freundin, die ihm nach Chişinău nachgereist war, Anabel, in die er doch sehr verliebt zu sein schien. Er verliebte sich häufig, aber seine Beziehungen hielten nicht lange, drei Monate im Schnitt (zwei Jahre die längste, mit Agnès, dem Engel Agnès).

Auf dem Gebiet der Beziehungen zu Frauen wie auch auf vielen anderen, unterschieden wir uns kaum voneinander, unsere Schicksale verliefen parallel. Wir erreichten das dreißigste Lebensjahr als Junggesellen, waren in alle Frauen verliebt, und noch immer überzeugt davon, dass unser weibliches Gegenstück auf dieser Welt nicht zu finden war.

Er begriff, dass ich begriffen hatte.

»Tja ja«, sagte er einfach.

»Ich hatte geglaubt, mit Anabel ...«

»Das hatte ich auch geglaubt.«

»Schade, oder?«

»Vielleicht. Ich weiß nicht. Trinken wir ein Fläschchen Champagner zum Nachtsch? Na, komm!«

Er ging hinunter, um eine Flasche Champagner zu holen.

»Ich werde Anabel zurückrufen«, sagte er bei seiner Rückkehr.

»Darf ich mir erlauben, dies zu befürworten?«

»Du darfst, mein lieber Luis. Robin-Spartakus hat mir erzählt, wie er den Prätor Varinius reingelegt hat, den Rom geschickt hatte, um ihn und seine Männer zu vernichten. Die beiden Armeen haben ihre Zeltlager einander gegenüber aufgeschlagen. Die Nacht bricht herein. Robin erzählt, dass er vor dem Zeltlager Leichen an Pfählen befestigt hat: Varinius wird sie für Wachtposten halten ... er hat überall Feuer anzünden lassen und den Hornisten befohlen, das übliche Signal ertönen zu lassen. Und dann flieht in der Nacht heimlich die ganze Armee – hunderttausend Mann, sagt Robin stolz. Eine Meisterleistung. Am Morgen befindet der kampfbereite Varinius, die feindlichen Truppen seien recht wenig unternehmungslustig, und entdeckt, dass Spartakus ihn einmal mehr kujonniert hat, und zwar nicht zum letzten Mal. Robin führt unglaublich genaue Details an. Soll ich dir eingießen?«

»Danke«, antworte ich. »Nun, er hat sicher viel über das Thema gelesen. Was die Details betrifft ...«

»Leider nicht überprüfbar. Sonst, wenn man einen Beweis hätte ... würde Robin der Mann des Jahrhunderts werden, stell dir vor!«

»Ganz davon abgesehen, dass auch du gegen den Beweis nichts hättest.«

»Haha! Nein! Man müsste dann bloß noch herauszufinden, warum sich einige Personen an ihr früheres Leben erinnern, und andere nicht. Im Übrigen ist mir dieses Jahr in Chişinău etwas aufgefallen. Wenn man die Leute fragt, haben viele Erinnerungen, deren Ursprung und deren Umstände sie nicht kennen. Unbekannte Erinnerungsobjekte. Es geht nicht darum, sich wie Ro-

bin aus unbekanntem Gründen und in der Erwartung, dass die Rätsel sich erhellen, an alles zu erinnern (sagte Maxime mit einem neuen Lächeln, das er nicht verbarg, tatsächlich, heute war der Abend des befreiten Lächelns, pfeif aufs Zahnfleisch), sondern darum, eine dunkle Erinnerung zu haben, und sei es auch nur eine einzige, von der man nicht weiß, woher sie rührt – die aber dennoch da ist, in uns, tief eingeschrieben ... Entschuldige, ich langweile dich. Zumal du der Oberbefehlshaber jener Armee an Leuten bist, die sich nicht erinnern können ...«

»Das ist gar nicht ausgemacht«, erwiderte ich, zu meiner eigenen Überraschung, ohne nachzudenken. »Ich hatte es ganz vergessen, aber hier, jetzt, da du gerade darüber redest ... nichts Verblüffendes, aber ich sehe, wie deine Augen zu glänzen beginnen ...«

»Schieß los, ich bin ganz Ohr.«

»Am Donnerstagabend nach meinem Unterricht ging mir plötzlich eine Stelle aus einem Gedicht oder einem Lied durch den Kopf. Ich erinnerte mich an vier Verse, aber nur an diese. Unmöglich herauszufinden, woher sie stammen, aus welchem Gedicht, von welchem Dichter. Einfach nervtötend. Wieder zu Hause habe ich in meinen Büchern, auf der Festplatte meines Computers gesucht, nichts. Dann habe ich nicht mehr daran gedacht, bis heute Abend.«

»Sagst du sie mir auf?« (meinerseits ein zögerliches »Ja«.)
»Komm! Wir wollen meine Allgemeinbildung testen.«

So linkisch wie man sich manchmal vor einer nahestehenden Person geben kann, wenn man etwas aufsagt oder singt, fing ich mit meinem Vierzeiler ein, wobei ich meine eigene Stimme kaum wiedererkannte:

*Die Liebesträume früher Jahre
sind sämtlich mit der Zeit entschwunden.
Auf dass ich in Erinnerung wahre
mein Warten, bis ich dich gefunden.*

»Sehr hübsch! Und wie passend! Diese vier Verse nehmen einen originellen Platz in unseren Gesprächen ein ... aber ich kenne

sie nicht. Ich habe nicht die leiseste Ahnung, was es sein könnte.«

»Ich auch nicht. Vielleicht ein vergessenes Lied, das ich als Kind gehört habe. Vielleicht hat mich kürzlich eine Melodie daran erinnert, und dabei ist der Text wiedergekommen? Ich weiß es nicht.«

»Jedenfalls, wenn du es wiederfindest ...«

»Verlass dich auf mich, du erfährst es als erster.« (Ich zeigte auf ein Schachspiel:.) »Wollen wir eine Runde spielen?«

»Hast du Lust?«

»Eigentlich nicht. Und du?«

»Ich auch nicht.«

Er zündete sich eine Zigarette an und wir unternahmen einen Spaziergang durch den Park. In dem Moment – es herrscht absolute Stille, kein Lüftchen wehte – vernahmen wir Klaviermusik in der Ferne, kaum hörbar. Es war nicht Gavrilo, dessen Platte am Ende des Prestos beim letzten Klavierkonzert verstummt war. Das Klavierstück konnte nur aus dem Haus Nummer 1 herüberklingen.

»Ist es eine Platte oder spielt da jemand?«, fragte ich.

»Ich weiß es nicht.«

»Spielen deine Nachbarn Klavier?«

Wie liefen an der Hecke zwischen den beiden Grundstücken entlang. Es gab keinen Zaun, man hätte problemlos von einem Garten in den anderen schlüpfen können.

»Ich weiß nicht. Vor diesem Abend war es mir nicht aufgefallen.«

Er legte beide Hände auf den Kopf, drückte dabei die Haare platt und zog sie ein wenig nach hinten. Er trug das Armband von Cordoba.

»Passt das Armband, ist die Größe richtig?«

»Perfekt. Und ich liebe diese kleinen boshaften Fratzen an meinem Arm. Mit etwas Glück wird alles Böse, das in mir steckt, auf diese Weise verschwinden.«

»Wollen wir's hoffen«, erwiderte ich.

Beinahe hätte ich hinzugefügt: »Welches Böse? Welches Böse

steckt in dir? Sag es mir, das ist der Moment! Wir werden uns beide besser fühlen, wenn wir darüber geredet haben!« Vielleicht hätte ich es tun sollen, vielleicht hätte er sich gehen lassen, vielleicht hätte sich unser beider Leben verändert? (Nein, er hätte nicht geantwortet, das weiß ich, bestenfalls im Scherz.)

Es war zwei Uhr morgens. Ich spielte Maxime das Prélude von Bachs zweiter Englischen Suite vor, zu langsam und zu schlecht, dann verabschiedete ich mich. Am nächsten Morgen hatte ich früh Unterricht. Bevor ich aufbrach, begutachtete Maxime noch einmal den geschenkten Brieföffner und fand das Metall an einigen Stellen etwas trüb. Er legte es ein paar Sekunden in ein Silberbad, spülte es anschließend unter Wasser und wischte es sorgfältig trocken.

»Hier! Das sieht schon ganz anders aus, was?«

»In der Tat, ganz anders«, sagte ich. »Danke.«

Das Ergebnis war spektakulär, das Messer funkelte.

Am Lancia gingen wir auseinander.

»Pass auf dich auf«, sagte Maxime, der diesen Ausdruck mochte. »Alles Gute für morgen. Ich wünsche dir morgen einen klingenden Tag. Einen, der richtig, nicht falsch klingt.«

»In Ordnung, danke. Man weiß ja nie, was die Vergangenheit so alles für einen bereithält ...«

»Haha!«

Auf dieses Bonmots von guten Freunden, die eine Flasche Champagner getrunken haben, obwohl sie das Trinken nicht gewohnt sind (weder Maxime noch ich hatten eine besondere Vorliebe für Alkohol), und mit einem letzten verschworenen Lachen fuhr ich von ihm fort.

KAPITEL 3

DER ÜBERFALL

*Was weder Nacht noch Flamme werden kann,
verschweigt man lieber.*

Catherine Pozzi

*Spendet im Juni die Wiese nichts
ist sie ein rechter Taugenichts.*

(Sprichwort)